

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geucke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von  
Germann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

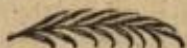
Nummer 29

Sonntag, den 16. Juni 1918

36. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 16. Juni (4. Sonntag nach Pfingsten):  
Mat. und Just.; Montag, 17. Juni: Rainer; Dienst-  
tag, 18. Juni: Elisabeth v. Schönau; Mittwoch,  
19. Juni: Gervasius; Donnerstag, 20. Juni: Sil-  
berius; Freitag, 21. Juni: Moyses; Samstag,  
22. Juni: Paulinus.



## Vierter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 5, 1—11.

In jener Zeit, als das Volk Jesum drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genesareth stand, sah er zwei Schiffe am See stehen; die Fischer waren ausgestiegen und truschen ihre Netze. Da trat er in das eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte und bat ihn, vom Canoe etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe und werfet eure Netze zum Fange aus. Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Genossen, die am andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Und sie kamen und füllten beide Schiffelein, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch! Denn Staunen hatte ihn ergriffen und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten ihre Schiffe ans Land, verließen alles und folgten ihm nach.

\*

## Die Armut des Klosters — sein Reichtum

Das Leben im Kloster wird gehalten und getragen durch die Beobachtung der drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Was ist darunter zu verstehen?

1. Das Gelübde der Armut im Kloster besteht darin, daß die Ordensleute auf irdischen Besitz verzichten. Was sie beim Eintritt ins Kloster mitbringen, oder was ihnen später geschenkt wird oder was sie erben, das dürfen sie annehmen, dürfen aber keinen Gebrauch davon machen. Ihre persönlichen Bedürfnisse werden von der Klosterkasse bestritten. Hier und da erhalten die Ordensleute das Verfügungsrecht über kleinere Beträge, die sie gebrauchen dürfen, etwa um sich eine Zeitung oder Zeitschrift zu halten. Andere Ordensgemeinschaften sind darin wieder strenger und erlauben auch nicht die kleinste Ausgabe ohne Zustimmung des Oberen. Das hängt ab von den Ordensregeln, die das innere und äußere Leben des Klosters bestimmen und als die Befassung des Ordens gelten und demgemäß für die Beurteilung aller Handlungen der Ordensangehörigen maßgebend sind.

Als Gegengabe für die hochherzige Verzichtleistung auf den Besitz der weltlichen Güter erhalten die Ordensleute die Zusicherung, daß ihr

ganzes Leben lang für ihre weltlichen Bedürfnisse gesorgt werden soll. Diese Zusicherung, wird ihnen gegeben, wenn sie ihre Profess ablegen, d. h. wenn sie nach etwa drei Jahren Vorbereitungs- und Prüfungszeit in feierlicher Weise ihre Zugehörigkeit zum Orden erklären, auf die Gesetze, d. h. die Regeln des Ordens verpflichtet werden und dafür in alle Rechte des Ordens eingesetzt werden. Die Oberaufsicht, die die Kirche über die Klöster beansprucht und die sehr gewissenhaft ausgeübt wird, hat gerade auf die Verwaltung des Klostervermögens und dessen, was die Einzelnen ins Kloster mitbringen, ihr Augenmerk gerichtet. Es ist namentlich der Fall geregelt, was mit dem Vermögen dessen geschieht, der später aus dem Kloster austreten will. Das Kloster ist gehalten, ihm das mitgebrachte Vermögen nach Abzug der Verwaltungskosten herauszugeben.

Was insbesondere unsere Dernbacher Schwestern angeht, so wird dort in sehr entgegenkommender Weise durchaus kein Zwang ausgeübt in der Richtung, daß die Schwestern ihr elterliches Erbe dem Kloster vermachen sollen. Die Schwestern dürfen mit ihrem Erbe machen was sie wollen. Wenn sie aber sich dagegen wehren, daß sie alles an ihre Geschwister aufteilen sollen, wie manchmal von unvernünftigen Geschwistern verlangt wird, und wenn sie ihr Erbe dem Kloster zur Verfügung stellen, dann kann ihnen niemand einen Vorwurf daraus machen. Sie haben nur von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, haben niemand geschädigt. Denn wenn die Schwester in der Welt geblieben wäre und hätte sich verheiratet, hätte sie doch auch ihr Erbe bekommen und niemand wäre dann noch in den Sinn gekommen, von ihr zu verlangen, ihr Vermögen an die Geschwister zu verteilen. Die Klöster haben genug, so heißt es dann oft, zu brauchen nichts. Es ist richtig, was unsere Dernbacher Schwestern an Grund und Boden besitzen und was sich in den siebenzig Jahren des Bestehens der Genossenschaft ganz von selbst zusammengetan hat, das geht jetzt auf mehrere Millionen. Es ist aber wohl zu bedenken, daß die großen Anstalten ein großes Betriebskapital verlangen, das manche Häuser reinen Wohltätigkeitszwecken dienen, also gar keine Einnahmen abwerfen und ganz und gar vom Vermögen der Schwestern unterhalten werden. Die Genossenschaft ist in diesen Fällen auf das angewiesen, was die Schwestern mitbringen, und was ihnen als elterliches Erbe zufällt. Das wissen auch die Schwestern, und weil sie überzeugt sind, wieviel Gutes mit ihrem Geld geschieht, deshalb handeln sie ganz vernünftig, wenn sie ihr Erbe dem Kloster zuweisen, dem sie soviel verdanken, das ihnen so lange große geistige und körperliche Wohltaten erwiesen, das wie eine Mutter für sie sorgt, das namentlich in kranken Tagen und im Alter soviel für sie tut, wie daheim wohl kaum geschähe. In Dernbach steht ein großes Sanatorium, ganz neu, mit allem eingerichtet, was notwendig und nützlich ist und was die staatliche Aufsichtsbehörde verlangt hat, mit hohen lustigen Räumen und einer herrlichen Kapelle. Dieses Sanatorium ist nur für kranke und altersschwache Schwestern da. Das Beste an Speise und Trank, an Bedienung und Aufmerksamkeit wird ihnen da geboten. Das Kloster besitzt in Dernbach einen eigenen Arzt, der sein Gehalt vom Kloster bezieht. Kurz, es ist da alles getan, was möglich ist, um eine kranke Schwester zu pflegen und ihr einen angenehmen Lebensabend zu geben.

2. Unsere braunen Franziskaner, wie wir sie in Kellheim, Marienthal und Born-

hofen haben, gehen in der Beobachtung des Gelübdes der Armut so weit, daß sie das Geld nicht einmal anrühren dürfen. Wenn sie auf Reisen gehen, wo sie doch beim Lösen einer Fahrkarte Geld brauchen, bedienen sie sich allerlei Kunstgriffe, um nicht das Geld anrühren zu müssen, indem sie etwa jemand mitnehmen, der ihnen die Fahrkarte löst, oder auf großen Strecken jemand an die Bahn bestellen oder das Geld vorzuschießen. Uebrigens ist in jedem Kloster jemand damit betraut, der die Erlaubnis hat, Geld in die Hand zu nehmen, oder es ist eine weltliche Person damit beauftragt.

Auch ist im Franziskanerorden, der doch vom hl. Franziskus als Bettelorden gegründet ist und Sparsamkeit und Einfachheit ganz besonders pflegen soll, die Einrichtung des Syndikus getroffen, d. h. es ist eine Person bestellt, die nicht dem Orden angehört, etwa ein Weltgeistlicher oder sonst ein Laie, ohne dessen Wissen und Einwilligung das Kloster keine größere Ausgabe machen darf. Er prüft die Rechnungen, Kosten voranschlägt und hat das Recht, Einspruch zu erheben, wenn eine Ausgabe gemacht werden soll, die nach seiner Meinung nicht notwendig ist und sich mit dem Geiste der franziskanischen Armut nicht verträgt.

Das Verbot, Geld anzurühren, wird oft belächelt und als unverträglich mit Verkehr und Welt kritisiert. Es ist ja richtig, daß deshalb die Franziskaner nicht weniger Geld ausgeben. Sie brauchen ja das Geld wie andere Leute auch, ja sie müssen das Geld suchen, damit sie zu leben haben und nicht in Not geraten. Es mag auch sein, daß sie hier und da etwa auf Reisen in Belegenheit kommen können. Aber es ist der Geist zu beachten, der aus dieser Vorschrift spricht. Es ist der Franziskusgeist der Entsagung, der Abtötung, der Verachtung der Dinge dieser Welt, der Loslösung von allem, was vom Himmel abziehen kann. Und wer nie das Geld berührt, der bleibt von mancher Versuchung bewahrt. Der Umgang mit Geld hat nun doch etwas Verführerisches an sich, und es wäre ein Segen, wenn manche Weltleute den Glanz des Geldes nie kennen gelernt hätten.

Uebrigens werden bei den Franziskanern auch Ausnahmen zugelassen. Die italienischen Franziskaner z. B. kennen diese Vorschrift nicht. Ebenso sind die Franziskaner, die in den auswärtigen Missionen arbeiten, an diese Vorschrift nicht gebunden, da dies dort doch auf größere Schwierigkeiten stieße.

3. Daß die freiwillige Armut im Kloster sich auch in der Einrichtung und im Bau der Klosterwohnung kundgeben soll, versteht sich von selbst. Denn das wäre ja das Gelübde vollständig umgangen, wenn die Ordensleute mit Geld und Besitz nichts zu tun hätten, dafür aber schön und luxuriös eingerichtete Zimmer besäßen, alle Bequemlichkeiten, keine Betten, keine Möbel usw. Was zur Erhaltung der Gesundheit dient, das schaffen sie sich an. Was darüber hinaus geht, was bei Weltleuten etwa dem standesgemäßen Auftreten dient, darin sind sie mehr oder minder beschränkt, und darin besteht bei den einzelnen Ordensgemeinschaften ein großer Unterschied, der ihren Ordensregeln und ihrer Stellung in der Welt entspricht. Die Englischen Fräulein z. B. die in unserer Diözese in Wiesbaden und in Homburg ansässig sind, können in ihren Häusern nicht so einfach eingerichtet sein wie etwa die Franziskaner. Sie haben meistens vornehme Haushaltungspensionate und höhere Mädchenschulen, die mit den weltlichen Anstalten konkurrieren müssen. Die Eltern der Mädchen

sehen auch darauf, daß ihren Kindern eine gewisse vornehme Umgebung geboten wird, die ihrer häuslichen Umgebung ähnlich ist. Nehrlich ist es mit den Ursulinen, die ebenfalls in ihren Häusern höhere Mädchenschulen leiten. Das alles fällt aber fort bei jenen Klöstern, die mit der Welt nicht viel in Berührung kommen, die wenig Besuch empfangen und deshalb nicht viel Rücksicht auf die Sitten und Gebräuche der Welt zu nehmen brauchen.

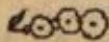
Die Beobachtung der Armut geht in manchen Klöstern so weit, daß sogar in der Klosterkirche, in den Paramenten, in den Kirchenmöbeln der Geist der Armut und der Einfachheit sich ausdrückt. Dies erstreckt sich jedoch nicht auf den natürlichen Schmuck, etwa der Blumen und alles dessen, was die Würde und Weihe des Gottesdienstes verlangt. Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen einer überladenen kostbaren Stadtkirche und einer einfach, aber würdig ausgestatteten Landkirche. Auch im Gotteshaus kann sich leicht ein Luxus und ein überall zur Schau getragener Reichtum geltend machen. Davor eben sollten die Klöster bewahrt werden.

Auch in Bezug auf Speise und Trank herrschen große Unterschiede in den verschiedenen Klöstern, die sowohl in den Säugungen, wie in den altberbrachten Speisezetteln, wie im Wohlstand des Klosters begründet sind. Ebenso sprechen die Lebensgewohnheiten der Völker, wie die vorhandenen Lebensmittel mit. Unsere Pallottiner essen in Limburg anders, als wenn sie in Kamerun sind, wie denn überhaupt in den überseeischen Ländern bei allen Orden Erleichterungen und Aenderungen in der Ordensregel eintreten. Da gilt das Gesetz: Man ißt, was man hat. In Italien lebt man anders als bei uns in Deutschland, auch in den Klöstern. Wer am Meere wohnt oder an fischreichen Gewässern, wird diese günstige Gelegenheit wahrnehmen und recht oft Fische in die Klosterküche schaffen. In Deutschland, mehr noch in manchen wohlhabenden Klöstern Ostereichs, haben sie sich eigene Fischteiche angelegt, namentlich in jenen Klöstern, die gemäß ihrer Ordensregel keine Fleischspeisen genießen dürfen, wie z. B. die Cistercienser in Marienstatt oder die Karmeliten (in Regensburg und Würzburg), oder die Trappisten. Man braucht da aber nicht anzunehmen, daß der Speisezettel in jenen fleischlosen Klöstern arm und mager sei und Mangel an Abwechslung zeige. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Von einem Karmeliterpater aus Würzburg hörte ich, daß ihr Klosterkoch 44 verschiedene Arten kenne, Fische zuzubereiten. Der mache Kottlette oder Würste aus Fisch, daß man sie nicht von Fleischwürsten unterscheiden könne. Die jahrhundertlange Uebung und Erfahrung habe eine überaus reichhaltige Sammlung von Kochrezepten veranlaßt. Auch wurde mir erzählt, daß sich viele Patres so an die fleischlose Kost gewöhnt hätten, daß sie es als ein Martyrium empfänden, wenn sie etwa zur Ausschilfe in der Seesorge hinauslämen und in den Pfarrhäusern gezwungen seien, Fleisch zu essen.

4. Mit dem Geiste der Armut ist es wohl vereinbar, daß sich manche Klöster, die nicht gut fundiert sind, keine jahrhundertlange wohlhabende Vergangenheit aufzuweisen haben, veranlaßt gesehen haben, irgend einen Erwerbszweig in die Hand zu nehmen, der ihnen Mittelbeschafft, anständig zu leben und den Nebenmenschen nicht zur Last zu fallen. So befaßten sich die oben erwähnten Karmeliten in Regensburg mit der Fabrication des Karmelitengeistes, der ja fast in jeder Familie als ein bekanntes und beliebtes Hausmittel in Gebrauch ist. Die Trappisten in Oelenberg im Oberesäß treiben auf ihrem Klostergut die Landwirtschaft im großen. Die Trappisten sind ja bekannt als tüchtige Landwirte. In welchem Maßstab die Oelenberger Trappisten Korbau und Viehzucht treiben, geht daraus hervor, daß sie — vor dem Kriege — für ihre landwirtschaftlichen Maschinen jedes Jahr etwa für 600 Mark Schmieröl benötigten. Leider ist das große prächtige Kloster mit der noch ganz neuen Kirche den französischen Granaten zum Opfer gefallen. Es ist nur noch eine Ruine und die etwa 60 Bewohner zählende Klostergemeinde ist überall hin verjagt. Bekannt ist auch, daß die französischen Trappisten, die früher in Char-

treuse bei Grenoble ein großes Kloster hatten, aber vor zehn Jahren von der französischen Regierung aufgehoben wurden und nach Spanien ausgewandert sind, den berühmten feinen Vitbräuen, den Benedictine, der von der vornehmen Welt getrunken wird und den Trappisten Millionen in den Schoß wirft. Sie haben das Geheimnis natürlich mit nach Spanien genommen und die Millionen, die sie an ihrem Vitbräuen verdienen und ehemals in gerabezu verschwenderischer Weise den armen bedrängten Personen, Kirchen, Pfarreien, Dörfern und Städtchen der Umgebung von Chartreuse zuwandten, mit denen sie eine ganze Reihe von Waisenhäusern, Siechenheimen, Altersheimen, Blindenanstalten und ähnlichen Häusern unterhielten, kommen jetzt der spanischen Bevölkerung zugute, und die französische Regierung, die in ihrer Kulturkampfsivut blind dreischlug und alles zerkümmerte, hat den Schagen und muß jetzt selber für diese Anstalten aufkommen.

Viele bayerische und österreichische Klöster haben sich dem einheimischen Bedürfnis anbequemt und in ihren Räumen eine Bierbrauerei eingerichtet. Uns in Norddeutschland mutet das etwas befremdlich an. Dort findet aber niemand etwas darin, ebensowenig darin, daß manche Klöster eine Bierstube im Kloster eingerichtet haben, die von Kennern echter Biere gern besucht wird. Alles das muß man im Lichte der geschichtlichen Entwicklung betrachten und die ehemaligen Erwerbsverhältnisse, die Lage des gewöhnlichen Volkes und die Rolle, die damals die Klöster im ganzen Lande inne hatten, mit den heutigen Verhältnissen abwägen, wenn man nicht ungerrecht und lieblos von unseren heutigen Klöstern sprechen will.



## Die hl. Julitta, ein wahrhaft „starkes Weib“

17. Juni.

„Witwen halte in Ehren, wenn sie wahrhaft Witwen sind.“ 1. Tim. 5, 3.)

Dreihundert Jahre mühten sich die römischen Machthaber, unter der Bucht der Gesehe das Christentum zu erdrücken oder es mit Feuer und Schwert zu vernichten. Umsonst! Herrlich bewies das Christentum seine übernatürliche Kraft. Jerschlich sind die mannigfaltigen Züge geistiger Größe und moralischer Kraft aus dieser Zeit des Kampfes der Riesen der Welt mit den „Kindern Gottes“.

Unter der Regierung der Kaiser Diocletian und Maximian lebte in Konium, der Hauptstadt von Phlaonien, eine junge Witwe, namens Julitta. Sie war einer der angesehensten Familien des Landes entsprossen, reich gesegnet mit troischen Vätern, voll Armut und Liebenswürdigkeit. Nach dem frühen Tode ihres Gatten wandte die Welt alle ihre Reize und Lockungen auf, um die junge, reiche und schöne Witwe in ihre Netze zu ziehen. Julitta aber zeigte, daß sie eine recht christliche Witwe war: Die ganze Fülle ihrer Liebe und Treue schenkte sie ihrem Gotte und ihrem einzigen Kinde, einem lieblichen dreijährigen Knäbchen, namens Chricus.

Da erschienen die scharren Verfolgungsbeditte Diocletians. Julitta, ein schönes Weib in der reizendsten Blüte ihres Lebens, erzitterte vor den gierigen Blicken, den schamlosen Reden, den rohen Verührungen der Heiden. Noch weit mehr aber bangte und bebte die zärtliche Mutter um ihr geliebtes Kind: was sollte aus ihm werden, wenn sie ergriffen würde? — Dem Beispiele Jesu folgend, der sich öfters durch die Flucht den Juden entzog, entschloß sie sich zur Flucht. Sie ließ ihr Haus und ihre liegende Habe zurück, wählte aus ihrer zahlreichen Dienerschaft nur zwei treue Mägde und begab sich nach Seleucia in Phaurien. Hier hoffte sie, fremd und unbekannt, in Ruhe und Sicherheit leben zu können, aber sie hatte sich schmerzlich getäuscht.

Alexander, der Statthalter der Provinz, war ein Mann des Gesetzes — stark, kalt und herzlos, wie Diocletians Edikt: „Alle sollen den Göttern opfern oder unter Martyren sterben!“ Er ließ die Christen aussuchen und unterwarf sie den schrecklichsten Qualen, ohne Schonung und Er-

garmen, ohne Rücksicht auf Stand und Rang, auf Alter und Geschlecht. — Julitta eilte, diesen Schauplatz des Schreckens und des Blutes zu verlassen. Sie zog weiter nach Tarsus in Cilicien. Hier war der Sturm der Verfolgung noch nicht ausgebrochen. Hier hoffte sie in stiller Abgeschiedenheit Gott zu dienen durch treue Erfüllung ihrer Mutterpflicht.

Aber Gottes Rathschluß hatte der Mutter und dem Kinde die Glorienkrone des Martyrtums bestimmt. Kurze Zeit nach Julitta's Ankunft in Tarsus wurde auch der grausame Alexander dahin verlegt. Schnell war es rathbar, daß die fremde Frau eine ungewöhnliche Lebensweise führe, sich fernhalte von den öffentlichen Orten, von Bädern, vom Theater und von den Tempeln: Genügende Anzeichen, sie zu der „verbrecherischen“ Sekte der Christen zu zählen.

Eines Tages drang eine bewaffnete Rotte in ihre Wohnung. Jetzt erkannte sie klar den göttlichen Willen. Alle Furcht und jeder Fluchtgedanke war von ihr gewichen. Festen Schrittes, das Kind auf dem Arme, ging die edle Mutter ihren letzten Gang — zu Martyren und zum Tod. In der Verklärung einer jungen, liebevollen Mutter, den lieblichen Knaben an der Hand, stand sie hochauferichtet vor dem Richter und hatte auf alle Fragen und Drohungen nur die eine Antwort: „Ich bin eine Christin und opfere nicht den Göttern.“

Diese Entschiedenheit erbitterte den Richter. Er ließ ihr den Knaben entreißen, sie bis zum Gürtel entkleiden und mit Ochsenriemen gefesseln. Der zarte Leib war bald mit Wunden bedeckt und bis auf die Rippen bloßgelegt. Sie aber litt mit unüberwindlichem Sturmut und wiederholte die wenigen Worte: „Ich bin eine Christin und opfere nicht den Göttern.“

Während der Fesselung nahm der Statthalter den schönen Knaben zu sich, setzte ihn auf seine Kniee, liebte und streichelte ihn. Aber des Kindes tränenvolle Augen hingen unerwandt an der blutenden Mutter. Er wollte sich losreißen und ihr zu Hilfe kommen. Doch der Statthalter hielt ihn fest und wollte ihn küssen. Da sträubte sich Chricus mit durchdringendem Geschrei, schlug mit der kleinen Faust seinem Quäler ins Gesicht und rief: „Mutter, ich auch Christ!“

Gott sah wohlgefällig auf dieses kindliche Mauthbekenntnis und schenkte ihm noch vor der Mutter die Krone des Martyrtums; denn der Statthalter, von wildem Born ergriffen, faßte den Kleinen und schleuderte ihn von seinem hohen Stuhle herab mit solcher Gewalt zu Boden, daß er an den scharfgedigen Marmorstufen sein Haupt zerschmetterte und leblos liegen blieb.

Der Mutter Herz preßte sich zusammen, ihre bleichen Lippen bebten und zuckten krampfhaft. Eine Weile sah sie lautlos zum Himmel mit einem Blicke, in welchem in wunderbarer Mischung Schmerz und Dank, Wehmut und Sehnsucht lag. Dann gewann sie die Sprache wieder und rief: „Dank, o Herr, unendlichen Dank! daß du mein Kind zuerst zu dir genommen; nun folge ich freudig nach — zu dir, zu ihm.“

Sie sollte nicht mehr lange warten. Noch eine grausame Folterung. Ihr ganzer Körper wurde mit eisernen Krallen zerfleischt. Dann fiel ihr schönes Haupt unter dem Schwert. Es war im Jahre 305.

So stark macht Gott den Schwachen Menschen, der seine ganze Liebe und sein ganzes Vertrauen ihm zuwendet.

P. R. Sch.



## Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Magnetismus und Aberglaube. I.

Wie es körperliche Krankheiten und geistige Gebrechen gegeben hat bei den Menschen aller Zeiten diesseits der Paradiespforte, so hat es auch stets Aberglauben gegeben. Und nicht bloß das! Auch irgend eine vorherrschende Form des Aberglaubens läßt sich für jedes Zeitalter feststellen. Und diese herrschende Form des Aberglaubens ist abhängig von dem ganzen Charakter der Menschen dieser Zeit: von Kulturstufe und Bildung,

von Vorzügen und Schwächen, von Anschauungen und Lebensweise.

Die neuere Zeit zeigt uns den Menschen in einer nie rastenden Verstandesarbeit: denkend und forschend, grübelnd und sinnend möchte er alles erfassen und durchdringen. Wir bemerken aber auch eine Erregtheit, wenn nicht schon eine Krankheit der Nerven, die nach immer neuen und immer größeren Empfindungen und Gemüthen hascht. Die vorherrschende Form des Aberglaubens für eine solche Menschheit ist der Spiritismus in seinen verschiedenen Formen und Abarten. Die aufgeschätzten und zugleich nervös kränkelnden Menschen suchen in dieser Form der Geistesfeberei Nahrung für ihre Sucht nach einem Verkehr mit geistigen Wesen und nach sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen derselben.

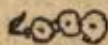
Wer sich über Spiritismus ein Urteil bilden will, dem dürfen die Begriffe Hypnotismus und Magnetismus nicht fremd sein. Deshalb wollen wir hier der Reihe nach durchwandeln die sehr interessanten und zugleich sehr schwierigen Gebiete des Magnetismus, des Hypnotismus und des Spiritismus. Wir begeben uns damit auf die weiten und schlüpfrigen Felder des modernen Aberglaubens. Schwere Gefahren für Leib und Seele erwarten jeden, der sorglos oder vertwegen diese Wege betritt. Trotzdem hat dieser Aberglaube wie eine Seuche um sich gegriffen und holt sich seine Opfer besonders aus den Kreisen der Gebildeten, die nicht das Glück haben an den klaren und sicheren Lehren der katholischen Kirche Leitstern und Stütze zu finden. In vielen Kreisen herrscht eine gewisse Manie, mit diesen „Unterhaltungen“ sich die Langeweile des Daseins zu verkürzen. Katholischerseits macht man vielfach den Fehler, zu leicht die Erzählungen von auffallenden Erscheinungen zu glauben und sie dann alle auf Rechnung teuflischer Einflüsse zu setzen. Das ist entweder schon Aberglaube oder es führt doch sehr leicht in den Aberglauben hinein.

Der Magnetismus, von dem hier zunächst die Rede sein soll, ist der sog. tierische Magnetismus oder Lebensmagnetismus. Nach seinem „Erfinder“ wird er auch Mesmerismus genannt. Der Wiener Arzt Mesmer, geb. 1734 zu Ignyang am Bodensee, gest. 1815 zu Meersburg am Bodensee, begann 1772 damit, den gewöhnlichen sog. mineralischen Magnetismus zu Krankenheilungen zu benutzen. Nachher glaubte er in Tieren und Menschen eine ähnliche Kraft entdeckt zu haben und nannte sie den tierischen Magnetismus oder Lebensmagnetismus. Dieser Magnetismus ist nach Mesmers Ansicht in jedem Menschenkörper als eine Art Fluidum (Flüssigkeit) vorhanden und kann durch geeignete Prozeduren von einem Körper auf einen andern übergeliefert werden. Wie er anfangs sich eines Magneten bediente, um den Kranken zu magnetisieren, so nahm er später die magnetischen Striche mit der bloßen Hand vor.

Diese Lehre und Praxis fand vielen Beifall aber auch vielen Widerspruch. Ihr Begründer wurde von den einen vergöttert, von den andern verhöhnt. Neu waren die außergewöhnlichen Erscheinungen, die sein Verfahren begleiteten; neue, ungewöhnliche Erfolge, die seine Methode erzielte. Einen dieser Erfolge gibt Mesmer selbst an, wenn er gesteht, daß er allein in Frankreich sich über eine Million verdient habe. Ein magnetischer Strich über die kranken Körperteile, ja nicht selten eine bloße Handbewegung von ihm zu dem Kranken hin oder ein bloßer Fingerzeig auf den Kranken reichte hin, denselben in zuckende Krämpfe oder gar in vollständige Unempfindlichkeit und Schmerzlosigkeit zu versetzen. Unter dem Einwirken der magnetischen Kraft wurden die Magnetisierten seinem Willen unterworfen. Ein Wort, ein Blick, jedes Zeichen reichte hin, dieselben zu den Tätigkeiten zu veranlassen, die er verlangte.

Wie steht's nun in Wirklichkeit mit dem ganzen Werte des Mesmerismus oder Magnetismus? — Mesmer hat manche glückliche Kur gehabt und manchen Mißerfolg. Aus Wien mußte er fliehen. Er kam 1779 nach Paris, wo er bald infolge seiner Seltungen großen Ruf erlangte. Als sich jedoch in Gefolgschaft seiner Krankenbehandlung häufig auch Krämpfe und hysterische Anfälle zeigten,

die in einigen Fällen mit dem Tode endigten, mußte er auch Paris verlassen und starb ziemlich verlassen 1815 zu Meersburg. Der ganze Magnetismus ist heute ein ziemlich veralteter Begriff. Was sachlich daran von Bedeutung war, nennt man heute Hypnotismus. Ein vermeintliches magnetisches Fluidum hat sich durchaus nicht erweisen lassen. Was Mesmer und andere Magnetisierer erreichten, wird erreicht durch die Macht der Suggestion (geistige Beeinflussung, Eingebung, Einflüsterung). Lehmann sagt: „Mesmer war ein stüßlicher Mann, wenn er die Patienten feierlich ankarrte, sie ansah und mit den Händen an ihnen längsstrich, so konnte er es nicht vermeiden, sie in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, in dem sie für Suggesttionen sehr empfänglich waren. Da Mesmer die Ursache dieses Zustandes nicht erkannte, sah er sie als Wirkung des in ihm verborgenen Magnetismus an.“



### Sechs Leichenträger

Ein frommer Mann, der vor mehr als 200 Jahren lebte, pflegte folgendes zu sagen:

Wenn ich meine Augen auf unsere Jugend werfe, erblicke ich sechs Totengräber.

Der erste heißt Trunkenheit. Wie Mancher trinkt sich zu Tode! Die Saat verdirbt, wenn sie überschwemmt wird. Das Lichtlein geht aus, wenn du zu viel nachschüttelst. Willst du lange leben, o Jüngling, so höre auf, unmäßig zu trinken.

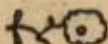
Der zweite heißt Unkeuschheit. Wie Mancher bringt sich dadurch zum Tode! Durch ungemäßmte Lust wird der Körper entkräftigt und verliert seine Stärke. Ist es nicht also? Was brennt, wird endlich verzehrt.

Der dritte heißt Born. Eifer und Born verkürzen das Leben, sagt Sirach, und der hl. Paulus sagt (Galater 5): „Born bringt Hader, Hader bringt oft Mord und Totschlag.“

Der vierte heißt Ungehorsam gegen die Eltern. Wir wissen, was das vierte Gebot für einen Segen im Munde hat; wer es nicht hält, den trifft der Fluch. Ein dürres Holz, das sich nicht will beugen lassen, muß brechen.

Der fünfte heißt böse Gesellschaft. Ach, wie Manchen hat sie um der Seele Seligkeit gebracht! Der Lebendige wird den Toten nicht ins Leben zurückrufen, der Tote aber wird den Lebendigen gewiß durch seinen Leichengeruch töten.

Der sechste und letzte heißt Müßiggang, der den Menschen bei lebendigem Leibe bearbeitet. Müßig denn ein Müßiger mehr als ein Toter? Wenn der Baum nicht will Früchte tragen, wird er abgehauen und ins Feuer geworfen. Bedenket dies, und wenn ihr Lust habt zu leben, so laßt diese Totengräber stille stehen.



### Beringer Dienst, reicher Lohn

Ich war damals Pfarrer in einer Stadt in Vancashire. Da kam eines Abends ein Arbeiter ins Pfarrhaus und wünschte mich zu sprechen. Er sei ein Katholik, sagte er mir dann, aber er wäre mir sehr dankbar, wenn ich zu seiner Frau käme; sie leide an der Auszehrung und werde wohl nicht mehr lange mitmachen.

„So ist eure Frau katholisch?“ fragte ich. „Nein Herr! Aber sie besteht darauf, Euch zu sehen; von einem anderen Geistlichen will sie absolut nichts wissen.“

„Nun wohl, ich werde nächstens kommen.“

Der Mann bezeichnete mir das Haus, es lag im ärmsten Teile der Stadt, und sobald ich konnte, ging ich hin. Es war ein ärmliches Haus, aber rasch war die Freude der kranken Frau über meinen Besuch. — Ohne Umschweife erklärte sie mir, sie sei von der Wahrheit der katholischen Religion von vornherein überzeugt; ich möchte nur die Güte haben, sie zu unterrichten, und sie dann in die Kirche aufzunehmen.

„Aber, wie kommt ihr denn zu diesem Entschluß, Frau?“ fragte ich. „Habt Ihr vielleicht Katholiken unter Euren Verwandten oder Bekannten?“

„Nein, gar keine.“

„So seid Ihr wahrscheinlich hier und da in einer katholischen Kirche gewesen?“

„Nein, noch nie.“

„Ober Ihr habt vielleicht schon mit einem katholischen Geistlichen gesprochen?“

„Noch niemals.“

„Dann müßt Ihr aber besonders eifrig gebetet haben!“

„Ach, es tut mir leid, es sagen zu müssen, aber ich kenne keine Gebete.“

„Unmöglich, Frau! — Das „Vater unser“ könnt Ihr doch sicherlich.“

„Leider, nein.“

„Mein Erstaunen bei diesem Bekenntnisse war groß.“

„Aber beim Aufstehen oder Schlafengehen habt Ihr da niemals etwas gebetet?“ forschte ich weiter.

Und zaudernd und verlegen lächelnd, als ob sie sagen wollte, etwas habe ich schon gebetet, aber sie wisse nicht, ob man das ein Gebet nenne, bekannte sie: „Wie ich noch ein kleines Mädchen war, spielte ich oft mit einigen katholischen Kindern. — Die haben dann hier und da ein Sprüchlein hergesagt, und das habe ich mir gemerkt und habe es dann seither jeden Abend auch hergesagt vor dem Schlafengehen.“

„Das ist doch sicherlich irgend ein Gebetlein zur Mutter Gottes,“ sagte ich zu mir selbst. Und richtig. Nachdem ich die Frau gebeten, mir das Sprüchlein herzusagen, betete sie das „Begrüßet seist du Maria“.

Und damit war das Rätsel dieser auffallenden Belehrung gelöst; so erklärte sich auch die große Beichtigkeit, mit welcher die Frau dann später unsere katholische Lehre aufnahm, sowie ihre Bereitwilligkeit alle Pflichten einer katholischen Christin zu übernehmen.

Ein rasches Ende war noch nicht zu befürchten; und so konnte ich mir alle Zeit nehmen, die Frau gründlich zu unterrichten, ehe ich sie in unsere Kirche aufnahm. Nach Verlauf von etwa 6 Wochen legte sie ihre erste Beichte ab, und als dann ihr Leben seinem Ende zuneigte, empfing sie die hl. Sterbesakramente und starb danach eines glücklichen und erbaulichen Todes.

Aber der Lohn der lieben Mutter Gottes für dieses tägliche „Ave“ war damit noch nicht erschöpft. Durch die außerordentliche Geduld und Heiterkeit, mit welcher seine Frau ihre Schmerzen ertrag bewog, hatte der Mann ihr das Versprechen gegeben, ebenfalls katholischen Unterricht zu nehmen und ihre zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, katholisch zu erziehen; und dieses Versprechen hat er denn auch mannhaft gehalten.

### Bese

### Gruselige Geschichten

Ein alter, ehrwürdiger Mann aus dem Volke, dessen Andenken im Herzen des Schreibers nie erlöschen wird, erzählte ihm einst aus seinem an Erfahrungen und Erlebnissen überreichen Leben folgende gruselige Begebenheit:

„Ich arbeitete,“ so berichtete der liebe Greis, „in meiner Jugend viele Jahre bei einem Meister, dessen Wohnort von meinem Heimatort etwa drei Stunden entfernt war. Auch in der Fremde bewahrte ich die Liebe zu meiner Vaterstadt, und da ich damals so gut auf den Beinen war wie ein Hase draußen im Walde, elkte ich, so oft es möglich war, am Samstag nach dem Feiertag den heimatischen Gesilden zu, um den Sonntag bei meinem guten Vormund — die braven Eltern waren mir längst gestorben — zu verbringen. Sonntag abends oder Montag frühzeitig trat ich dann meine Rückreise an.“

Eines Sonntags war's etwas spät geworden, das Dunkel der Nacht ließ sich schon merklich auf die Erde nieder, als ich mich auf die Socken machte, um zum Meister zurückzukehren. Mehrfach führte der Weg — Straßen gabs keine — durch düstere Kiefernwälder, über die des Mondes bleiche Sichel emporzog.

Nun ist gerade nicht schön, mitternachtslein in der Nacht durch dichte Waldungen marschieren zu müssen, doch Gott sei Dank, Furcht konnte ich nicht,

hatte ein gutes Gewissen und war solche Wägen schon gewohnt. Zum Zeitvertreib sang ich fromme Lieder laut vor mich hin, so daß wohl manch ein schlafend Vögel im Nest darob aufgewacht sein dürfte und manches Häslein seine langen Rüssel verwundert aufgerichtet haben mag.

Im letzten Drittel der weiten Strecke machte der Waldweg eine Krümmung; als ich wieder freien Ausblick hatte, blieb ich — für den ersten Augenblick ganz entsetzt — stehen. Denn da stand mitten auf dem Wege ein schwarzer — Sarg, ein wahrhaftiger großer Sarg auf einer Bahre und kein Mensch dabei. Da spürte ich nun freilich, wie meine Miße von den Haaren emporgehoben wurde und meine Anie zu zittern anfangen.

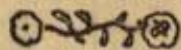
Doch allmählich wurde ich ruhiger. Ich erinnerte mich des Ausspruches meiner seligen Mutter, daß die Toten uns geistlich nichts tun, sondern immer nur die Lebenden. Denn sagte mir die Ueberlegung, daß der Sarg auch leer sein könnte; aber darüber wie er mitten in der Nacht daher komme, konnte ich mir vorderhand keine Auskunft geben. Vorbei mußte ich und so nahm ich denn in gewohnter Ehrfurcht vor dem Tode meine Miße in die Hand und ging am Rande des Weges still betend weiter. Laufen konnte ich nicht, denn der Schreck hatte meine Glieder doch etwas gelähmt.

Bald sollte mir des Rätsels Lösung werden. Von fern her vernahm ich Schritte und Stimmen; beim Herkommen erkannte ich auch bald im Mondlicht die zwei nächstlichen Wanderer. Es

war ein mir bekannter Tischlermeister mit seinem Gesellen, die den Sarg in ein benachbartes Dorf trugen, wo Montag früh ein Leichenbegängnis stattfinden sollte; der Sarg war erst gegen Abend fertig geworden, so konnten sie ihn nicht früher abliefern, auch das Bahrtuch hatten sie mitgenommen und zusammengefaltet auf die Tragbahre gelegt. Unterwegs aber war es herabgeglitten, was sie aber erst später bemerkten, so daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als zurückzugehen und darnach zu suchen. Na, man erlebt Verschiedenes, ehe man alt wird!

Auch die Lebensgeschichte des hl. Athanasius, Patriarch von Alexandrien und Kirchenvaters, enthält eine schaurige Episode. Unter tausend Entbehrungen und Leiden mußte dieser große Heilige vor seinen Todfeinden, den kaiserlichen Arianern, bald da, bald dorthin gleich einem gehechten Wilde flüchten und nicht weniger als fünfmal wurde er aus seinem Wirkungskreise auf deren Anstiften verbannt. Als er zum letzten Male zur Nachtzeit vor seinen Feinden aus der Stadt fliehen mußte, verbarg er sich in der Gruft seines Vaters und brachte daselbst vier Monate zu; vertraute Freunde verorgten ihn mit Nahrung.

Also eine Wohnung für einen Lebenden im Grabe! Wie schaurig! Und doch wie friedlich im Vergleich zu den Verfolgungen, die St. Athanasius draußen in der Welt zu erdulden hatte. Zu den Toten mußte er seine Zuflucht nehmen, um vor den Lebenden Ruhe zu haben.



## Des Lebens Schule

(S. Fortsetzung.)

Erzählung von Rebecca's.

Anfangs merkte sie es nicht, denn sie hatte ihn zu lieb und ihrem Vater wollte sie es nicht glauben, stand auch auf ihres Mannes Seite gegen den alten Mann, obgleich ihr Gewissen ihr sagte: „Der Vater hat recht.“

Alein sie war eben verblindet; nur ihre Schuld war's, daß der sonst so fröhliche Greis düster wurde und seine letzten Tage Not und Mangel waren. Der Franzel hatte ihr Kindesherz verhärtet und sie durch allerhand Lügen gegen den alten Vater aufgehört.

Ganz wußte sie es erst, als das Grab den alten Spielmann deckte, denn nun lernte sie mit jedem Tage mehr, wie schlecht und gottvergessen eigentlich ihr Mann war.

O, und welch' eine elende Zeit begann jetzt für sie und ihre Kinder. Nicht genug, daß ihr Hunger und Kummer zuteil wurden, er schlug und mißhandelte sie auch und zog sie immer tiefer hinab in Schmutz und Gemeinheit.

Und darüber weckte nicht nur sie, darüber weckten auch ihre Kinder. Eins nach dem andern sank in ein frühes Grab, bis endlich der Fritz ihr einziges war — und dieses ihr einziges Kind, den sie einzig noch liebte, liebte nicht sie, sondern hing sein ganzes Herz an den Vater, der es so schlecht verdiente.

Aber des Spielers Geige hatte es dem Knaben angetan. Von den leidenschaftlichen Tönen, die der Franzel der Geige entlockte, heraufschte ich gleichsam das Kind, und als der Vater ihm ir guter Laune auch eine Geige und gerade keine schlechte kaufte, und des Knaben zitternde Hand zum ersten Male den Bogen führte, da war alles sonst für ihn verfunken.

O, wie ihr Mutterherz damals gelitten hatte, wie sie den bösen Mann nun auch dafür gehaßt, daß er ihr auch das einzige, was sie besaß, ihres Kindes Liebe geraubt, und wie oft sie in daß und Verzweiflung gewünscht hatte, daß Fritz es auch erfahren und erkennen möchte, was sein Vater für einer sei!

Und dann war die dunkle Stunde gekommen, wo er es erfahren hatte. Und doch hätte sie die letzten Tropfen ihres Blutes hingegessen, wenn sie diese ihm hätte ersparen können — denn sie hatte ja ihren Sohn arm, dunkel und elend gemacht.

Wohl hatte sie ihn seitdem für sich, er haßte jetzt seinen Vater, wie sie ihren Mann haßte. Der arme Junge liebte überhaupt nichts mehr. Dumpf und dumpf war er an ihrer Seite dahingegangen, und die Geige hatte er nimmer wieder berührt — bis heute, bis jetzt, wo er so wunderbar darauf gespielt, so wunderbar, daß selbst

sie sich in die unschuldige Jugendzeit zurückversetzt gefühlt hatte.

Ob wohl ein Vergeben und Vergessen möglich war?

Ob je Geschehenes ungeschehen werden konnte? Ach, nein!

Aber trotzdem war nicht bloß Qual und Verzweiflung in ihrer Seele — die böse Geschichte der Vergangenheit machte sie heute nur traurig. Doch jetzt merkte sie, daß es über all dem ungewohnten Denken Nacht geworden war und blieb fast erschrocken stehen.

„Fritz du bist müde; wir kommen nicht mehr bis ins Dorf; wir müssen im schönen Tannenwäldchen schlafen.“

Und damit bog sie vom Wege ab. Die Kinder folgten und bald hatten sie in den stark duftenden Tannen ihr Nachquartier aufgeschlagen.

Diesmal hatte Fritz Josephens freundschaftlichen Gutenachtwunsch erwidert und ganz leise hinzugefügt:

„Bete für mich!“

V.

Woll' junkelte der Tau im Grase und der Vögel lustiger Chor sang sein Morgenlied, als unsere Wanderer sich von ihrem Baldnachtquartier erhoben. Es war noch frisch Frühling und reckten die Kinder ihre Glieder und gern hätten sie auch einen Imbiß gehabt.

Wer die Bandlette hatte kein Brot mehr im Korbe und der Ton, in dem sie das verkündete, klang rau, wie früher auch.

Aber Josepha empfand das nicht, denn sie sah an dem Weien ihres jungen Kameraden, daß er den vergangenen Abend nicht vergessen hatte und das machte sie so froh, daß sie mit den Vögeln um die Wette sang.

Danach sagte sie, zu Fritz gewendet, als sie wieder, den Karren ziehend, dem Waldpfade folgten:

„Ich habe gar seltsam geträumt. Ich sah den lieben Herrn Jesus. Er hatte ein liches Kleid an und lächelte freundlich auf mich nieder. „Josepha,“ sprach er, „wo ist der blinde Fritz?“ Und als ich dich zu ihm brachte, da streckte er seine Hand aus und legte sie auf dein Herz.“

„Nun kann er sehen“, sagte er dabei, „und ich sah dich schnell an, da lächelst du und riefst fröhlich: Ja, nun sehe ich. Gelobt sei Jesus Christ! — War das nicht schön?“

„Ja, Josepha und vielleicht tut dein Jesus dereinst so mit mir und macht das Herz mir helle. Meine Augen freilich, die werden immer dunkel bleiben, eine dunkle Nacht hat ihr Licht für diese Erde ausgelöscht.“

„Ich glaube, ich warte nie davon reden, aber dir kann ich's jetzt doch sagen, Josepha: Meine Augen sahen noch vor einigen Jahren so gut als die deinigen. Ich war nicht blind — meines Vaters Hand hat mich blind gemacht! Und ich liebte ihn so sehr! Aber er haßte mich, weil mein Spiel den Leuten ansing besser zu gefallen, als sein's.“

Er hatte getrunken, ich weiß es wohl, doch damals dachte ich nicht daran. Ich dachte nur, daß ich nicht leiden wollte, daß er meine geliebte Geige verdaub, sein scharfes Messer, das ihre Saiten zerschmitt, zerschmitt mir das Herz — ich stürzte mich auf ihn — ich rang mit ihm und da — da schnitt der Stahl in meine Augen. Du weinst, Josepha? — Ich konnte es nicht, ich war zu elend dazu. O und es war nicht deswegen allein, daß ich blind geworden — es war, daß mein Vater uns verlassen hatte, daß er gegangen war, ohne ein Wort des Mitleids oder der Selbstanklage für seine Tat; daß ich es wußte, wie böse er war und daß ich ihn haßte. Und daß und Verzweiflung haben dumpf und kalt mir auf der Seele gelegen, ich konnte nicht denken, die Nacht um mich zeigte mir immer die letzte Nacht, in der ich gesehen — bis du zu uns kamst und deine Lieder in mich drangen. — Ja, lege deine Hand nur in die meine, Josepha und dann singe wieder leise und süß, wie du es kannst und wenn wir Kraft haben, will ich auch meine Geige nehmen und spielen — das tut mir wohl — denn dich und deine Lieder habe ich lieb.“

Aus Josephas Augen waren die Tränen immer reichlicher geströmt; es war ihr so leid um den armen Fritz und doch auch wieder so froh, daß sie ihm ein Trost sein konnte. Sobald ihre Stimme ein wenig fest geworden, sang sie, wie er begehrt, süß und rein von dem großen Gott im Himmel, den alle Seraphim und Cherubim preisen und dessen Liebe alle Kreatur umspannt.

Inzwischen waren sie aus dem Walde herausgetreten. In geringer Entfernung vor ihnen lag ein herrlicher Landst, von Blütenbäumen überdeckt — wie schade, daß Fritz von dieser Schönheit nichts sah.

Josepha schaute darauf mit feuchtschimmernden Augen, während die Bandlette rasch mit ihrem Korbe darauf zuschritt; die Böse, in wollte ihren Wagen selbst steuern. Aber die Stunde war zu früh dazu, die Türe noch verschlossen. Auch auf dem Hof seitwärts zeigte sich noch kein Leben.

Unschlüssig stand die Bandlette einen Augenblick still.

Sie war auf ihren Wanderwegen schon öfter hier gewesen. Das erste Mal noch als Hafnerin, mit ihrem Vater und dem Franzel; damals war noch gute Zeit gewesen, da war sie ein junges Weib und eine glückliche Mutter und hier im Haus hatte es auch gute Tage gegeben. Des Herrn vom Haus liebliche Tochter war Braut gewesen und frohe Gesellschaft im Garten, der sie zum Tanz aufspielte.

Seitdem war in jenem Hause auch manchmal geweint worden, aber solch bitter Weh, als sie, die Hafnerin, hatte doch keines gehabt. Sie wußte es, die liebliche Braut von damals hatte sie als betübte Mutter wiedergesehen, die ein Kind hatte begraben müssen, aber ihr war auch soviel geblieben, daß ein Tröpflein ihres Glücks genügt hätte, das erstarrte Herz der Bandlette aufzutauen. Ach, nur zu sehen, wie die junge Frau an dem Galte ihres Vaters hing.

Die Bandlette hatte keinen Vater mehr, aber, um dessentwillen sie ihn verlassen und früh ins Grab gebracht, hatte sie schüde verraten! Und warum dachte sie jetzt daran?

Sie wollte ja Brot haben, denn ihr armer Knabe war hungrig. Bis zur Stadt war es noch mehr als eine Stunde.

Also wachte man eben an ober wartete auch noch ein Weilschen, bis die Schläfer sich erhoben. Jetzt waren auch die beiden Kinder mit ihrem Karren zur Stelle und mit ihnen kam der Bandlette ein neuer Gedanke.

„Fritz, wollt ihr hier singen und spielen? Die Leute schlafen noch, aber sie haben Musik gern, ich weiß es.“

(Fortsetzung folgt.)